

Gedanken im Krankenzimmer

Autor(en): **Frey, Wm. Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 20

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671865>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zwei Einspänner dem Treiben zu. Wie die braunen Augen der genannten Katharina, als sie über die Schulter ihres Tänzers lachten, an diejenigen der Rehe erinnerten, die sich im Walde gezeigt hatten! Wie die bunten Tücher, welche die Mädchen um die lockigen Haare gebunden trugen, den vorher so düsteren Saal mit spielenden Lichtern erfüllten! Und wie das Schleifen der schwer beschuhten Füße so kräftig, so rhythmisch wie ein Lied erklang!

Fühlten die zwei Männer, daß auch nicht ein einziger Blick der jungen Menschen in ihre Ecke flog? Merkten sie es, daß sie, wenn auch nicht tatsächlich, so doch in geistiger Beziehung, aus dem Raum heraus gedrängt waren?

Ohne sich darüber verständigt zu haben, verlangten beide gleichzeitig zu zahlen. Die Wirtin eilte herbei, rechnete rasch zusammen, nahm das Geld in Empfang und sagte lachend:

„Wird es Ihnen zu laut hier, meine Herren? Ja, ja die Jugend! Was will man!“

Sie gingen hinaus in die sinkende Dämmerung, nachdem sie sich die weiten Mäntel über die Schultern geworfen. Sie sprachen kaum mehr. Aus dem Saal folgten ihnen die Klänge des Instrumentes und das Lachen und Schwätzen der Tänzer. Nach und nach aber umfing sie wieder die Stille der Winterlichkeit. Dann blieb einer stehen:

„Hier zweigt meine Straße ab. Oder gehen Sie auch nach J.?“

„Nein, mein Weg geht dorthin.“

Sie reichten sich die Hände, wie in stummem Verstehen, wie in gegenseitiger Beschämung, als hätten sie gemeinsam einen Irrtum erkannt.

Und als sie weiter stapften, jeder auf seine Seite, durch tiefen Schnee, fernen Lichtern entgegen, dachte jeder für sich:

„Es ist nicht wahr, die Jugend ist nie zu bedauern. Jung sein ist an sich ein Glück. Ah bah! Laß sie hinein tanzen ins Leben. Sie werden sich zu wehren wissen.“

Anna Burg.

Gedanken im Krankenzimmer.

Von Wm. Hans Frey.

Ein goldiger Tag ist aufgegangen. Kein Wölklein am Himmel — nur das erste Strömen des jungen Lichtes bis in alle Weiten wie ein Weckruf ins offene Herz hinein.

Es ist, als schreite der Mai über Wiesen und Gärten, frühlingshaftschön und bezauberte mit seinen Blauaugen die Menschen. Noch ist es ein scheuer Gruß, der nicht alles in den nachtfeuchten Büschen und Bäumen — in den kühlen Gründen enthüllt. Mein Föhrenwäldchen — vor dem Fenster — es winkt frisch zu mir herüber — steh auf, steh auf.

Was willst Du liegen und schauen und voll Verlangen nur davon schreiben? Hinaus — hinaus, es ist Wanderzeit.

Der Frühtau glitzert und gleißt und perlt. Aus dem Neustale herauf schweben ein paar Nebeltücher wie eine leise Wolke über die feuchten Gräser hin. Verirrten, ziellosen Gedanken gleichend — so schleichen die weißen Rissen zwischen den Föhrenstämmen durch und zergehen zögernd im kräftigen Anhauch der Sonne.

O Wanderzeit!

Heute ist es meine Seele, die wandert und an den Händen — verschwistert — führt sie die Erinnerung. Aus dem blauen Morgen neigen sich

alle die vergangenen Stunden gemeinsamer Fahrten und die durstigen Lippen öffnen sich. Die Augen starren in die Ferne — der süße, wehe Wind streicht um fieberheiße Wangen. Du hörst ferne Wasser rauschen — schattige Wälder und breitausladende Baumkronen locken Dich — vor dem Hause plätschert der Brunnen in der Nacht und der kühle Atem der Berge überfällt Dich und Deine hungrigen Augen. Du möchtest sie alle pflücken, diese Gaukelblumen — greiffst nach dem Spiegelbild — grau fällt es zusammen, zerschlagen im Gleichschritt der Glieder, gebleicht von den Stunden. —

Wanderzeit?

Ja, ich sehe euch, ihr endlosen Kolonnen, die ihr auf allen Straßen marschieret. Schwer bepackt und mit müden Augen in all den Glanz schauend. Ich höre den Schritt und sehe den Staub wie einen Schleier aufwirbeln, um die starre Maske der grauen Gesichter. Und ich weiß, daß ihr nicht mehr als dieselben Menschen durch die helle Pracht unter den grünen Bogen hindurch schreitet. Die Sonne strahlt wie ehemals und schleudert ihre goldenen Pfeile und Bogen über die Welt im Frühlicht — aber ihr zittert, wenn der Wind über die satten Meere der Wiesen hin-

streicht: nirgends ist der Mäher, der in weit aus-
holendem Schwunge diese Wellen rauschend um-
legt — kein hochgeladener Wagen fährt den offe-
nen Scheunentoren zu — still ist es über den Fel-
dern, wo einst frohes Jauchzen den Arbeitstag
kränzte.

Draußen steht ihr auf Posten oder marschierst
in den Kolonnen, Stunde um Stunde — wäh-
rend die Sonne hoch und höher steigt.

Bauernfäuste umklammern das Gewehr —
und nicht die Gabel, den Rechen, wie es jahre-
lang geschah — im Frieden.

Ihr, wir alle tragen den Rock des Vaterlan-
des — wir haben zu schützen, was uns lieb ist
und unsere Wege sind befohlene Wege, von Not-
wendigkeiten diktiert — daß je und je und für
alle Zeiten ein freier Mann über freien Boden
schreite.

Wanderzeit — wir haben dich geliebt und ge-
lebt, und wenn du heute auch nur Erinnerung
sein darfst, so flammt doch darunter Hoffnung,
daß dereinst wieder unsere Kinder wandern und
dies schöne Land durchmessen.

Ich höre den Tritt. Durch Frühling und —
Frieden.

Denkst Du daran, daß in diesem Lichte, in die-
sem Reimen und Weben und Wachsen — daß zu
jeder Stunde Menschen fallen und sterben — wie
Gras — von Angst gepeinigt, in ein Stücklein
Erde verkrallt?

Vergiffest du es nicht?

Daß Blut im Blühen ausrinnt, in die durstige
Frühlingserde sickert und junge Augen starr die
blaue Himmelskuppel anflehen — das Menschen-
leben erlösch im trunkenen Jubel des Wachsens
— mitten darin — und Blumen im Winde wie-
gen sich wie Glocken — Totenglocken, im Auf-
bruche des Lebens?

Wollen wir da nicht stille sein und warten —
warten, bis wir an alles gedacht haben?

Nicht nur an die Wiesen ohne Mäher, an die
Wagen ohne Rosse, an die Mutter ohne Hilfe —
denken wir nicht nur an die Arbeit ohne Arbeiter
— denken wir vielmehr an die Kinder ohne Va-
ter, an die Frau ohne Ernährer, an die Familie
ohne Dach — mehr noch: ohne Heimat und Va-
terland. Lauschen wir dem Wehklagen, das durch

die Tage und Nächte stöhnt, die Stunden auf-
reißt und ohne Ende ist?

Verlorene, Verirrte — Ausgestoßene, Vertrie-
bene von Haus und Hof, Brandröte zeichnet ihren
Weg, Rauch und Elend ist der Begleiter. —

Und ist doch Frühling! Auch dort. — Wo Grä-
ber sich öffnen und schließen, Hügel an Hügel,
frisch aufgeworfen — die junge Menschensaat
verschlingt, zu Hunderten, zu Tausenden — von
einem großen Mäher gefällt — und es ist das
Frühlingslicht über allem Geschehen. Auch dort,
wo Wälder bersten — das frische Grün im Eisen-
hagel verbrandet und die Erde in mächtigen Fon-
tänen aufgerissen, durchgeackert erbebt und erzit-
tert im Heulen des Todes und zum Himmel auf-
schreit.

Denke daran, Herz — wenn Du an den Acker-
weiten vorüber marschierst — wenn Deine Faust
nicht die Sense, wohl aber das Gewehr umfaßt
und Dir ein altes Mütterlein vor dem Graskar-
ren in den Wiesen draußen begegnet!

Laß Deine Not und Dein Opfer nicht in Bit-
terkeit aufwallen, so — als wärst Du allein und
preisgegeben allem Ungemach. Sie alle, die vor
und neben Dir einherschreiten, sie tragen mit, ge-
eint durch die Gefahr, die dem Lande droht und
damit auch Dir, Deiner Heimat, Deinen Kin-
dern.

Schau nicht so düster in den Frühlingstag hin-
aus, Kamerad — der Du auf allen Straßen mar-
schierst, heute und morgen — wer weiß, wie
lange?

Wie oft noch wird es nagen — werden Deine
Gedanken rückgewandt Dein Stücklein Boden
umgrenzen und wird die bange Frage mit auf
dem Tornister hocken: Was wird weiter?

Dann — Kamerad — beschwichtige den Un-
mut, denke ein Weilchen nach und hinaus über
Dein Gütlein, über den Wald und die Hügel nach
dem Westen, wo alle Abende der Sonnenball
feurig hinabrollt — dort, wo junges Blut die
Frühlingserde tränkt, die schwarzen Kreuze wach-
sen und keine Heimat mehr sein wird. —

Vielleicht — daß Du leise danken kannst, weil
eine gütige Hand bis heute noch nicht das schwer-
ste Opfer von Dir verlangte.